

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte  
**Band:** 6 (1930)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Auf Urwaldposten  
**Autor:** Stranik, Erwin  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-755611>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Auf Urwaldposten

NOVELLE VON ERWIN STRANIK

(Nachdruck verboten)

Als Thompson diesen Morgen zum Fluß hinabstieg, verzog das gleiche hämische Grinsen sein fettes Gesicht wie damals, da er den Brief des auswärtigen Amtes erhielt, das ihm die Zuweisung eines Beamten für seinen Distrikt ankündigte. Den Tropenhelm tief in die Stirne gedrückt, in der Rechten eine kurzstiellige Peitsche, mit deren Schaft er ständig seine Ledergamaschen beklopfte, schritt er zum Landungssteg, um die Ankunft jenes Prahus zu erwarten, das seinen künftigen Untergebenen und — dessen Frau hier absetzen sollte.

Eine Frau!

Thompson lachte leise vor sich hin. Hier, auf dem letzten, vorgeschobensten Posten der englischen Regierung, der von wilden Tieren, Panthern, Leoparden und Bären nicht minder oft bedrängt wurde wie von den ewig unbotmäßigen Scharen der verdammten Dajaks, die noch immer ihre selbstgewählten «Pangerans» höher schätzten wollten als Wort und Urteil von ihm, der doch als königlich britischer Resident gleich einer Sonne über diese armseligen Häuptlingssternchen strahlte — gerade hierher, in den noch immer unerforschten Teil von Borneo, brachte so ein Londoner Kolonialphantastrat seine Frau mit! Was sich der Kerl vom Tropendienst wohl vorstellte in seiner Naivität?

Thompson spähte den Strom hinab. In einiger Entfernung weideten drei Tapire, ihre plumpen Körper mit dem schlanken Hals und seltsam schwächlichen Kopf in den träg dahinrollenden Fluten spiegelnd, ein Rudel Affen schaukelte sich kreischend durch die Wipfel der Kasuarineen, stets von einem der weitabstehenden, Riesenschachtelhalmen nicht unähnlichen Zweige zum nächsten sich schwingend, unter einem mächtigen indischen Zibetbaum lagerte, den Kopf ganz in ihr Gehäuse zurückgezogen, eine stattliche Schildkröte, unbeweglich und vom Treiben der Urwaldes um sie nicht im geringsten berührt — Thompson erfaßte das Bild, das sich in den fünfzehn Jahren seines Aufenthaltes auf diesem Posten niemals wesentlich geändert hatte, mit einem kurzen Blick und schüttelte abermals den Kopf.

Immer wieder kreisten seine Gedanken um die zu erwartende Frau. Wie lange war es wohl her, daß er keine weiße Frau mehr gesehen? Vor etwa zehn Sommern begegnete ihm zum letzten Male Europäerinnen in Brunei, wohin er zur Berichterstattung über seinen Distrikt vom englischen Generalkommissär geladen worden war. Aber diese durfte er kaum zählen in seiner Erinnerung. Eigentlich gab es nur zwei, deren Bilder noch in manchen ganz, ganz einsamen Stunden in ihm lebendig wurden: die kleine Celia Parker aus dem Chor des Convent Garden Theatre zu London, mit der er ein paar dumme Jugendjahre in liebevoller Gemeinsamkeit verbracht und dann noch — Doris Adderley, die stolze, raffiniert vornehme Nachkommin des unvergeßlichen Sir Charles Bowyer Adderley, der in gleicher Weise als Reformator des englischen Kolonialsystems wie als Strafrechtler berechnete Berühmtheit erlangt hatte.

Nun, an Doris wollte William Thompson meistens nicht denken. Heute mußte ihre Jugend ebenso dahingeschwunden sein wie die seine und er fühlte sich nicht als der Mann, der verlorenen Spielen nachzutrauern als Beschäftigung müßiger Stunden zu hegen pflegte. «Doris, lieber William, kann selbstverständlich nur einem Manne von glänzender Position ihre Hand reichen» — Thompson wußte noch jedes Wort des alten Lord Tarkington, der bei Doris Vormundstelle vertrat. «Sie besitzen zwar Aussicht auf ein günstiges Avancement im Staatsdienst, doch ihre finanziellen Verhältnisse —». Zum Teufel, durfte dieser glatzköpfige, meckernde Oberaristokrat es ihm als Vorwurf ankreiden, daß er nicht auch als Kind reicher Eltern geboren worden war? — Und Doris? «William — wie sehr ich dich auch liebe —,

ich muß mich Onkel Bobbys Gebot fügen, das versprach ich Vater auf seinem Sterbelager — wir können ja noch warten, du wirst unterdessen Karriere machen.»

Thompson spitzte seinen Mund und piffte durch die Lippen. Warten hatte niemals zu seinen starken Seiten gehört. «Entweder gleich oder nie» — das war sein Wahlspruch von der Schulbank an. Und so versuchte er sein Glück im Kartenspiel, um rasch jenes Vermögen zu erlangen, das allein die Vorbedingung einer Ehe mit Doris zu bilden vermochte. Gewann in wenigen Monaten bedeutende Summen, bis ihn der junge Polizeileutnant Wallers bei einem seiner kleinen Tricks ertappte. Damit war Doris verloren, die Karriere vorbei und er mußte noch froh sein, daß er infolge seiner bisherigen Unbescholtenheit gnadeweise diesen eben neuerrichteten Vorposten im Urwald zu Borneo erhielt.

Na, und in einer solchen Gegend hieß es mit dem Vorlieb nehmen, was sich gerade bot. Ein paar Jahre lebte eine junge Malaiin mit ihm, die aber von einem ihrer Verwandten ermordet wurde, später ein Dajakmädchen — mit Eingeborenen viel Aufhebens zu machen war nicht seine Sache. Sie nehmen, wenn man ihrer bedurfte, sie wieder fortschicken, wenn man ihrer überdrüssig geworden war, nach diesem ungeschriebenen, selbsterfundnen Gesetz hatte er all die Jahre hier gelebt und kein Eingeborener wagte ihm ernstlich zu trotzen. Denn er, der Tuan, hielt hartes Gericht und bestrafte die kleinsten Verfehlungen mit unerbittlicher Strenge. Da mochten ganze Stämme ob seiner diktatorischen Gewalt aufheulen und an kleinen Urwaldfeuern des Nachts heimliche Beratungen pflegen, er, William Thompson, hatte sie noch immer bezwungen, ohne Soldaten aus der Küstenprovinz, ohne jede Unterstützung seitens seiner Regierung, nur kraft seines überlegenen Verstandes und seiner vor nichts zurückschreckenden Brutalität.

Oh — wie ihn dieses Dajakgesindel haßte und fürchtete zu gleicher Zeit, wie es oft in ihnen garte, daß er in seinem Dasein bedroht schien und doch niemals noch an die braunen Gesellen auch nur die geringste Konzession abgab, ja — das war sein Element geworden, sein Kampf mit dem unermeßlichen Urwald und seinen Bewohnern, ein unaufhörliches Spiel um Leben und Tod, stets die höchsten Einsätze wagend, nur so erträglich, nur so dämonisch schön!

Schneller schlug die Peitsche auf seine hohen Lederstulpen. Wozu bedurfte er eines Hilfsbeamten an seiner Seite? Konnte man mit ihm unzufrieden sein an maßgebender Stelle? Danken sollten sie ihm, täglich, stündlich, daß er das Pack in seinem Distrikt solche Hochachtung vor den Weißen lehrte. Der neue Mann, den man ihm sandte, der würde sich wohl oder übel bequemen müssen, gleiche Methoden anzuwenden, wie er sie gebrauchte, wenn ihm sein Leben lieb war — seines und das — seiner Frau! —

Ahoi! Schiff in Sicht! Thompson hatte sich zu sehr und ganz gegen seine sonstige Gewohnheit den Gedanken und Erinnerungen überlassen, daß er das rasch sich nähernde Prahua gar nicht um die Biegung des Flusses herumkommen sah. Jetzt aber rauschte es bereits ganz nahe ans Ufer heran und lag mit einem Ruck vor dem Landungssteg still.

Ein schlanker, junger Mann, Anfang der Dreißig, sprang auf die Brücke und half einer ganz in Weiß gekleideten, vermutlich noch viel jüngeren Frau über die Bordwand. Ein paar Malaien wälzten zwei Riesenkoffer herbei und stauten sie auf dem Steg.

Thompson trat an die Ankömmlinge heran und hielt den beiden seine derbe Rechte entgegen.

«Aller Wahrscheinlichkeit nach Herr und Frau Miller?»

Der junge Mann bestätigte lebhaft.

«Ja. Und Sie — Herr Thompson?»

Der Resident nickte.

«Natürlich. Nicht schwer zu erraten. Gibt ja keinen anderen weißen Menschen hier. Einen Augenblick.» Thompson wandte sich zu dem Prahua.

«Halloh, Capt'n, nichts für mich?»

Ein verwirrtes Gesicht erschien.

«Ja, ja, kommt schon. Zeitungen, ein ganzer Pack, und eine kleine Kiste Arzneien, damit Eure Grobheit recht lange am Leben bleibt.»

«Na, dann vorwärts.»

Der Kapitän rief seine Leute.

«Etwas schneller mit dem Zeug für Thompson. Der alte Brummbär kann's schon nicht erwarten.»

Ein paar Malaienfauste schoben die angekündigte Kiste zu Millers Koffern und warfen einen Sack Zeitungen dazu.

«Fertig», wiederholte abermals die Stimme des Kapitans. «Abfahrt». Und noch einmal, zu Thompson gewendet:

«Good-by, Sie Urwaldgriesgram. Unverdientes Glück, eine solch nette Gesellschaft zu erhalten. Noch dazu eine Frau!»

Eine Frau! Was hatte er von dieser Frau? Erstens gehörte sie einem andern und zweitens interessierte er sich bei Gott nicht mehr für Frauen. Die letzte eingeborene Schönheit, die ihn mit einigen Pferdehaaren, die sie hinterrücks in seine Suppe zu streuen suchte, beinahe vergiftet hätte, als er ihr den Laufpaß gab, verleidete ihm das zarte Geschlecht derart gründlich, daß es ihm auf Unterschiede, ob weiß, schwarz, braun oder gelb, nicht mehr ankam.

«Ueberhaupt», herrschte er deshalb unvermittelt Frau Miller an, «gehören in einen Urwald keine Frauen.»

Frau Miller lächelte.

«Das ist gerade keine freundliche Begrüßung!»

Thompson schnaufte ärgerlich.

«Erwarten Sie vielleicht Komplimente? Die gewöhnt man sich hier bald ab. Und wenn man, wie ich, durch Jahre nicht mehr mit zivilisierten Europäern verkehrte, sondern nur mit Wilden und die einzige Verbindung mit Europa im Bezug der 'Times' und 'Daily News' besteht — dann fällt einem das Sprechen schließlich überhaupt schwer. Daran müssen Sie sich gewöhnen.»

«Ja — ist es denn hier so schrecklich?» warf nun Miller ein, «man sagt doch, die Malaien und Dajaks wären geistig sehr regsame Völkerstämme?»

Ein schiefer Blick Thompsons schoß zu Miller hinüber.

«Das haben Sie wohl in London gehört? Freilich, dort weiß man ja alles besser. Aber hier — mitten unter dem Gesindel ändert man bald seine Meinung. — Wie heißen Sie übrigens mit dem Vornamen?»

Joe und Daisy.»

«Nicht gerade aufregend.»

«Wir haben die Namen ja auch nicht selber ausgesucht.»

«Das weiß ich. Kommen Sie jetzt zu Ihrem Bungalow.»

Daisy zeigte auf die beiden Koffer.

«Sollen wir das Gepäck hier lassen?»

Thompson nickte. «Freilich. Ich werde es schon durch ein paar Dajaks hinaufschaffen lassen. — Oder glauben Sie vielleicht, ich bin dazu da, um Ihnen Ihren Kram nachzutragen?»

Joes Dienst wurde von Thompson in wenigen Tagen geregelt. Er bestand vor allem in der Uebernahme der einfachen Gerichtsfälle, wie solche hier häufig vorzukommen pflegten, da die Dajaks, obwohl sie dem Engländer keineswegs freundlich gegenüber-



standen, doch stets zum Residenten liefen, sobald einer von ihnen sich durch einen andern in irgendeiner Weise benachteiligt glaubte; ferner sollte Joe, anfangs noch in Thompsons Begleitung, später jedoch allein, wöchentlich einmal einen größeren Ritt zu den verschiedenen Stämmen unternehmen, um bei ihren Pangerans die britische Oberhoheit zu repräsentieren und schließlich die Berichte an den Generalkommissär in Brunei abfassen, die Thompson bisher selber geschrieben hatte.

«Damit wäre Ihre Aufgabe erledigt», schloß Thompson seinen Vortrag, «ich hätte natürlich den ganzen Kram auch noch allein weitermachen können, aber da die in London einen zweiten Beamten durchaus hier beschäftigen wollen — mir kann es recht sein.»

Miller, der sich einige Notizen gemacht hatte, verwahrte diese in seiner Rocktasche.

«Ich freue mich sehr, gerade hierher kommandiert zu sein», sagte er, «ich finde die Menschen dieses Distriktes sehr gehorsam und sicherlich den Einflüssen westeuropäischer Zivilisation — so fern man sie ihnen richtig beibringt — nicht abgeneigt.»

Thompson schnitt eine verächtliche Grimasse.

«Eine halbwilde Bande sind sie, Gesindel, wie ich immer sage. Muckt einer auf, bringen Sie ihn mit guten Worten niemals zur Einsicht. Das beste, ihn beiseite nehmen und irgendwo niederknallen.»

Miller fuhr entsetzt zurück.

«Um Gottes Willen, Mister Thompson, das kann doch nicht Ihr Ernst sein?»

«Warum nicht? Ich scherze nie. Der Urwald braucht eiserne Gesetze. Das werden Sie selber auch schon noch einsehen. Nebenbei bemerkt, haben Sie sich als Untergebener in meine Anordnungen widerspruchslos zu fügen.»

«Gewiß. Nur möchte ich noch bemerken —»

Thompson sprang auf.

«Widerspruchslos! sage ich. Laborieren Sie an einem Gehörleiden, Mr. Miller?»

Joe schwieg.

«Ein für allemal,» fuhr Thompson erregt fort, «in diesem Distrikt entscheide ich. Nur ich. Und Ihre Londoner Sentiments lassen Sie lieber zu Hause, wenn Sie gut mit mir auskommen wollen.»

Ohne Gruß verließ Thompson das Office. Schritt geradewegs seinem Bungalow zu, als ihm Daisy, die offenbar von einer Eingeborenen-siedlung kam und von einer ganzen Schar brauner Kinder schreiend umbalgt wurde, entgegenkam.

Thompson blieb stehen und betrachtete das Bild. Eigentlich wollte er sich, zumal er im Aergern bereits drinnen war, neuerlich aufregen, denn er duldete keine Dajaks, weder große noch kleine, in der Nähe seines Bungalows, aber irgendein unbestimmtes, plötzlich in ihm hochquellendes Gefühl hinderte ihn am Aussprechen des Fluchs, der bereits auf seinen Lippen lag.

Mit unbefangener Freundlichkeit kam Daisy geradewegs auf Thompson zu.

«Hallo, Mr. Thompson! Schon wieder so ein böses Gesicht! Aeger gehabt im Dienst?»

Thompson wollte schon antworten: «Ja — und zwar mit Ihrem Mann», besann sich jedoch noch rechtzeitig und erwiderte ausweichend:

«Das Amt eines Residenten ist immer sorgenvoll. Davon macht sich natürlich so eine kleine Frau, wie

Sie es sind, keine Vorstellung. Die spielt lieber mit den Dajakrangen und verzieht die Bande bis vor unsere Häuser.»

Daisy lachte hell auf.

«Stört Sie das, Mr. Thompson? Die Kleinen sind doch so nett. Ich glaube, bis auf ein paar Buben, die sich schon lieber zu den Erwachsenen zählen, habe ich sie schon alle auf meiner Seite. Und ihre Mütter ebenfalls. Ich fühle mich hier glänzend wohl.»

«Ebensogut wie in London?»

«Mindestens.»

Thompson zuckte die Achseln.

«Na ja, Sie sind ein Weib. Aber das da — daß Sie

«Und wann heirateten Sie?»

«Vor drei Jahren.»

«Gingen Sie freiwillig mit ihm in die Tropen?»

«Selbstverständlich. Wir lieben uns doch.»

«Aus was für einer Familie stammen Sie?»

«Mein Vater ist der Konteradmiral Sir Douglas Buckler.»

«Der seinerzeit den Posten eines Marineministers bekleidete und die neuen Pläne für die Beherrschung der ozeanischen Gewässer durchführte?»

«Ja.»

Thompson nickte.

«Vornehme Familie, sehr vornehme Familie. Genau so wie bei Doris.»

Dann packte er plötzlich Daisys Hand.

«Wissen Sie, wenn ich Ihnen sage, Sie erinnern mich an jemanden, so werden Sie es nicht glauben. Es klingt ja auch zu abgeschmackt. Hat etwas Kitschiges an sich. Und ist vielleicht auch gar nicht wahr. Aber, hol's der Henker, mit den Jahren verwischen sich die Bilder.»

Daisy, der keine bessere Erwiderung einfiel, antwortete nervös:

«Ich verstehe Sie wirklich nicht, Mr. Thompson.»

Der Resident lachte breit.

«Brauchen Sie auch nicht, wenn ich es weiß, genügt es vollauf. Unser Herrgott hat eben die Männer als ein verfluchtes Pack erschaffen. So oft man auch glaubt, man hätte die Leidenschaft überwunden, sie bricht doch immer wieder durch.»

\*

Für Thompson war es bald völlig klar, daß er Daisys Besitz begehrte, heißer, inniger, verlangender, als er jemals während seiner Tropenzeit eine Frau gewünscht hatte. Nicht etwa, daß ihn Daisy zu einer sentimentalischen «europäischen» Verliebtheit hingerissen hätte, oh nein, derartige Gefühls spiele hatte Thompson längst überwunden, aber der ununterdrückbare exotische Naturtrieb war wieder in ihm erwacht, unbewußt von jener Frau aus seinem Schlummer erweckt worden, die inmitten der andersfarbigen Umgebung als einziges Weib das Interesse und die Gier aller gleichrassigen Männer einfach erwecken mußte, ob man wollte oder nicht.

Thompson malte sich nicht mehr zu unterdrückender Gier die Besitzergreifung der schönen, gertenschlanken Frau seines Untergebenen aus.

Was Mr. Miller dazu sagen würde? Pah — der hatte hier im Urwald nicht viel zu reden, mußte froh sein, wenn er, der Resident Thompson, ihn überhaupt leben ließ! Wer könnte es denn von London aus kontrollieren, ob dieser Mr. Miller an einem der hier so oft grassierenden tropischen Sumpffieber zugrunde gegangen war oder ihn eine freundliche Kugel rasch und sicher in ein besseres Jenseits beförderte? Sollten die Einwohner plaudern? Der Brut war mit der Reitpeitsche immer noch ihre Klatschsucht auszutreiben. Und überdies —

Thompson schmunzelte selbstgefällig und schenkte sich ein Gläschen Whisky voll. Gerade in diesem Augenblicke war ihm ein vorzüglicher Einfall gekommen. Er brauchte um der kleinen Daisy willen wirklich keinen Mord auf sein Gewissen zu nehmen, er würde bloß in seiner Amtseigenschaft als Millers Vorgesetzter diesen zu einem Inspektionsritt in die westlichen Dschungel kommandieren, das dauerte erstens mehrere Tage und könnte zweitens durch die



IM DICKICHT DES URWALDES

mir diese braunen Kinder hieher bringen, kann ich unter keinen Umständen dulden. Fort, ihr Bande!

Und die Peitsche über den kleinen Buben und Mädchen schnalzend, trieb er die Rotte, die schreiend auseinanderstob, von sich weg.

Daisy sah bekümmert den Kindern nach.

«Sie sind oft so streng, Mr. Thompson. Warum denn nur?»

«Das macht der Urwald, Mrs. Miller», entgegnete er langsam und sah Daisy fest an.

Sonderbar! Warum peitschte dieses Weib wieder alle Lüste in ihm auf, die er längst erstorben glaubte? Bilder des Wahnsinns durchzuckten sein Hirn. Wenn Daisy ihm gehörte, statt Miller, ah! Thompson suchte die begehrlichen Gedanken gewaltsam zu unterdrücken und wie beiläufig setzte er die Unterhaltung fort.

«Sie sind wie ein Spielzeug und nehmen alles wie Spielzeug. Wieviel Jahre zählen Sie eigentlich?»

«Dreißundzwanzig.»





HAUPTLING IM KRIEGSSCHMUCK

dort in Masse vorkommenden Moskitos und Skorpione des verhaßten Eindringlings überflüssiges Leben zerstören. Freilich — die englische Regierung sandte ständig Gegengifte gegen die Dschungelfieber, aber diese befanden sich in seinem Besitz — und er —

Thompson spannte die Arme, ballte die Fäuste und grunzte wohlge auf.

«Ach — Daisy — weiße Daisy!»

\*

Am nächsten Morgen hatte Miller schriftlich den Befehl zur Dschungelexpedition in der Hand, kaum blieb ihm Zeit, sich von Daisy zu verabschieden. Schon wartete ein Dajak mit dem aufgezäumten Pferd; Miller mußte, vermutete er auch allerlei Böses, das Thompson im Schilde führen mochte, trotzdem als dessen Untergebener widerspruchslos dem an ihn ergangenen Befehl Folge leisten.

Dschungelritt — ihn schauderte ein wenig — das bedeutete beinahe sichern Tod. Nicht daß Miller vor Tigern, Leoparden oder großen Schlangen Furcht empfunden hätte, er wußte wohl, daß diese Bewohner des Dschungels dem Menschen meist aus dem Wege gehen und ihn in Ruhe lassen, sobald er sie nicht herausfordert. Doch vor den vielen kleinen Wesen empfand er Angst, gegen die es keine Waffen gibt und die so recht die Feinde des Menschen bilden — die Moskitos etwa, die die Malaria verursachen, die winzigen Giftschlangen, die schlafenden Krokodile, die der Hufschlag des Pferdes unerwartet aufstört.

Schon nach wenigen Stunden scharfen Rittes umging Miller jene unheimliche Stille, die den Dschungel bei Tag so erschreckend macht. Immer dichteres Dunkel umschlug sein Pferd, nur zuweilen enthüllte ein scharfer Sonnenstrahl endlose Reihen großer ro-

ter Ameisen oder merkwürdige schwarz und gelb gefärbte Regenwürmer, die sich langsam auf dem dicken Wurzelboden fortbewegten. Schon saugten sich auch einige Blutegel an seinen Händen fest, nur mit Mühe vermochte sich Miller von den schwarzen, widerwärtigen Anhängseln zu befreien.

Einmal hielt er auch an, denn ein leises, zischendes Geräusch ertönte in nächster Nähe. Rasch zog er sein Messer und stieß blitzschnell nach der Richtung, aus der das Zischen gekommen war. Abermals ein wildes Pfeifen und ein scheußliches Etwas fiel dumpf zu Boden. Miller bückte sich und erkannte schauernd, daß er eine giftige Eidechse erlegt hatte, deren Biß sein gewisses Ende bedeutet hätte.

Immer wieder kämpfte, jagte, kroch und schnellte es um ihn herum. Wildester Streit spielte sich hier auf dem Boden des Dschungels ab, während durch die besonnenen Baumkronen große, bunte Schmetterlinge schwirrten und riesige Heuschrecken seinen Kopf umsummten. Von den Wipfeln der mit Reben bedeckten Bäume hingen Pyramiden scharlachroter Früchte herab, überall sprossen wundervolle Orchideen, schwebten Blüten, die sich von der Höhe in die Tiefe wanden. Eine Schlingpflanze, die sich durch besondere Farbenpracht auszeichnete, erregte Millers Aufmerksamkeit. Schon griff er nach ihr, da löste sich ein Skorpion aus der Pflanze, um mit seinem purpurroten Stachel zum Todesstich auszuholen. Im letzten Augenblick noch zuckte Miller zurück und trieb sein Pferd an, abermals belehrt, daß man dem Dschungel auch nicht eine Sekunde trauen dürfe.

Nachmittag wurde es, immer noch ritt Miller, seinem Kompaß folgend, den ihm vorgezeichneten Weg. Einmal stöberte sein Pferd eine Schlange auf, die steif wie ein Stock in der Wildnis geruht hatte, ein

andermal gewährte er Kopf und Vorderfüße eines ungeheuren Krokodils. Angst, ihm bisher fremd, stieg würgend seine Kehle empor. Und trotzdem durfte er nicht umkehren, mußte weiter hinein in diese Wildnis voll Grauen und Verderben.

\*

Seit ihr Gatte den Bungalow zu seinem Ritt ins Dschungel verlassen hatte, fühlte sich Daisy von seltsamer Unruhe geängstigt. Nicht etwa, daß ihr Thompsons verbrecherische Absichten auch nur entfernt zu Bewußtsein gekommen wären, aber der Gedanke, zwei bis drei Tage ohne den Schutz ihres Mannes hier ganz allein verbringen zu müssen, quälte sie mit peinigender Furcht. Erst als gegen Mittag ihre treue malaiische Dienerin die Veranda betrat und «der Herrin» in unbeholfener Weise den Vorschlag unterbreitete, während der Abwesenheit des Tuan ihren Bruder ins Haus zu rufen, fühlte Daisy ein wenig Erleichterung. Der junge, schlanke Bursche, der bald darauf erschien, erweckte den allerbesten Eindruck in ihr. Nahe an der Tür stehen bleibend, meinte er mit tiefer Verbeugung in gebrochenem Englisch: «Wir Dajaks sind treu. Ich will behüten die Herrin, weil die Herrin so gut ist zu meiner Schwester. Tuan Miller ist gütig zu allen, ganz anders als Tuan Thompson. Tuan Thompson schlägt die Dajaks und die Dajaks hassen ihn. Ich würde den weißen Tuan töten, der mich schlägt. Aber Tuan Miller ist unser Freund und die Herrin spielt mit den kleinen Dajakkindern. Darum lieben die Dajaks Tuan Miller und seine Frau und werden sie beschützen — selbst mit ihrem Leben.»

Daisy lächelte leicht.

«Ich danke dir, Abas — so heißt du doch, sagte mir deine Schwester, wie? — Aber ich hoffe zuversichtlich, keines Schutzes zu bedürfen. Oder wer sollte gegen mich Böses im Schilde führen, wenn mir deine Volksgenossen wohlgesinnt sind?»

Abas verbeugte sich tief.

«Mannigfaltig sind die Feinde, Herrin.»

Dann verließ er wieder geräuschlos die Terrasse, um seiner Schwester bei der Besorgung des Hauses zu helfen. Daisy nahm ein Buch vor und versuchte zu lesen, fand aber nicht die nötige Ruhe.

Langsam, unendlich langsam verstrich der Tag. Ehe es Abend wurde, glaubte Daisy, Monate wären vergangen. Und kaum hatte sie ein wenig gegessen, nicht einen Schritt vor ihr Haus getan.

Als die Dunkelheit, rasch und ohne Uebergang vom Tag zur Nacht, einbrach, näherten sich dem Bungalow Schritte. Daisy erkannte sie sofort. Nur Thompson ging so fest, weitausholend und schlug mit der Reitpeitsche, seiner ständigen Begleiterin, stets in regelmäßigen Abständen an den Schaft seiner Stiefel. Was er wohl hier wollte, da er doch wußte, daß Joe in den Dschungel geritten war?

Eine Antwort auf diese Frage zu finden, erübrigte sich. Denn schon stand Thompson in der Tür, sieghaft grüßend.

«Ich bin gekommen, Daisy, um Ihnen ein wenig Gesellschaft zu leisten. Hoffentlich ist sie Ihnen angenehm.»

Daisy bot dem Residenten verwirrt einen Stuhl.

«Selbstverständlich — ich dachte zwar nicht —, weil ja mein Mann —»

Thompson fiel breit in einen Korbsessel zurück.

Göttliche Einfalt! Wen interessiert denn jetzt Ihr Mann? Den habe ich doch gerade zu dem Zwecke in den Dschungel geschickt, damit wir unser Glück genießen können.»

Daisy fröstelte trotz des tropischen Klimas am ganzen Leibe. Ihre Lippen bebten.

«Mister Thompson, ich verstehe Sie wirklich nicht. Sie scherzen manchmal so eigentümlich — Wollen Sie vielleicht einen kleinen Imbiß nehmen?»

Klatschend schlug die Reitpeitsche wieder gegen die Schenkel.

«Einen Imbiß! Diese Frau ist köstlich! Sie will ich, Daisy, Sie —»

Und schon langten Thompsons begehrrliche Hände nach der zitternden Frau — da öffnete sich leise die Tür und Abas erschien auf der Schwelle.

«Die Herrin hat mich gerufen?»

Mit einem Wutschrei wandte sich Thompson um. «Kann man denn hier nicht einen Augenblick ungestört bleiben? Was will der Bengel? Wie kommt er überhaupt in dieses Haus? Ich verbot Euch doch, männliche Bedienung aufzunehmen! Aber ich will dich lehren Dajakshurke, ungefragt in eines Weißen Wohnung einzudringen!»

Ein wuchtiger Peitschenhieb sauste auf Abas' Rücken, der, ohne mit einer Wimper zu zucken, im



Zimmer stehen geblieben war. Vergeblich suchte Daisy dem Residenten in den Arm zu fallen.

«Um Gottes Willen, Mr. Thompson, schlagen Sie Abas nicht! Er hat sicherlich nichts Böses im Schilde geführt, und dann — er sagte, er würde jeden töten, der ihn schlägt!»

Thompsons Gesicht überlief eine breite Lache. Mit leichtem Schwung schleuderte er Daisy zur Seite. Wieder, immer wieder drang die Peitsche in den blutenden Rücken des braunen Burschen ein.

«Da — und da — ich will ihn lehren, sich in fremde Angelegenheiten einzumischen! Erst mich — den Residenten! — zu stören und dann sich vielleicht nicht schlagen zu lassen, ah — dieses Spiel durchschaue ich! Abas wurde wohl als Ihr Tugendhüter bestellt, kleine Daisy, nun wohl — ich verzichte auf Ihren Besitz, bis Sie selber kommen und mich bitten.»

Fluchend und die Peitsche schwingend, stolperte Thompson die Stufen des Bungalow hinab. Mit einem leisen Aufschrei brach Daisy in einem der Korbsessel zusammen. Der blutende Abas kroch zu ihren Knien. Müde legte Daisy ihre Hand auf des Dajaks Kopf.

«Wie soll ich dir dafür danken, Akas, daß du mich gerettet hast?»

Der braune Bursche beugte sich noch tiefer zusammen.

«Die Herrin ist so gut und Thompson ist so böse, muß man da nicht der Herrin helfen?»

\*

Zwei Tage nach Thompsons Besuch in Millers Bungalow kehrte Joe von seiner Dschungelpatrouille heim. Bereits als er sich von seinem Pferde schwingen wollte, erkannte Daisy an ihrem Manne eine seltsame Veränderung. Er zeigte keinerlei Freude über seine Rückkehr, unstillbar irrten seine Augen im Kreise, seine Zähne klapperten, Frostschauer liefen in kurzen Abständen über seinen Leib.

Abas, der herbeigeeilt war, um das Pferd zu besorgen, stellte sofort die Ursache von Joes Niedergeschlagenheit fest.

«Den Tuan hat das böse Fieber überfallen, Herrin», wandte er sich an Daisy. Es wird noch viel ärger werden. Der Tuan soll liegen, ich will in unser Dorf, Heilmittel holen für den guten Herrn!»

Widerspruchslos, beinahe apathisch, ließ sich Joe von Daisy in sein Schlafgemach führen.

«Endlich daheim», seufzte er bloß ein paarmal, dann sank er stöhnend und schwer nach Atem ringend auf sein Lager zurück.

Wenige Stunden später stellten sich bereits De-

lirien ein. Joe schrie, kämpfte, rang mit unsichtbaren Feinden. Vergeblich schleppte Abas immer neue Tränke herbei. Jene Mittel, die den Eingeborenen sicherlich Linderung gebracht hätten, versagten völlig dem europäischen Organismus gegenüber.

Einmal fuhr Joe aus seinen Wahnvorstellungen auf.

«Das Fieber», flüsterte er Daisy zu, «Heuschrecken, Moskitos und Skorpione, beinahe jeder muß sterben — nur ein Mittel kann retten — Thompson besitzt es — Daisy — Thompson!»

Und schon fiel der Kopf des Schwerkranken wieder in die Kissen zurück. «Thompson!» zitterten noch einige Male seine Lippen, «Thompson», dann trat neuerdings tiefe Bewußtlosigkeit ein.

Als Daisy den Namen des Verhafteten, der ihr beider Unglück heraufbeschworen hatte, aus Joes Mund hörte, zuckte sie unwillkürlich zurück. Alles, alles mochte Joe von ihr verlangen, nur nicht daß sie das Fiebermittel von Thompson holte! Würde es ihr dieser überhaupt geben? Joe wußte ja gar nicht, was sich während seiner Abwesenheit hier zutragen hatte!

Und doch — und doch — es schien beinahe aussichtslos, daß Joe je wieder gesund, ja nur diesen Tag überleben würde, wenn er nicht eine der heilkräftigen Medizinen erhielt, die sich in Thompsons Besitz befanden. Das Furchtbare, das Entsetzliche mußte getan werden — kein anderer Weg zur Rettung stand frei!

Einer Wahnsinnigen ähnlich rannte Daisy von Joes Schmerzenslager fort hinaus auf die Straße, dem Bungalow Thompsons zu.

Gott sei Dank, der Resident war zu Hause! Bebaglich eine Pfeife schmauchend, sah er gedankenlos ins Leere.

«Mister Thompson», schrie Daisy schon aus weitester Entfernung, «ich komme —»

Thompson stand gemächlich auf und ließ die Eilende, deren Füße beinahe zu versagen drohten, ganz nahe an sich herankommen.

«Ah — meine kleine Daisy — sie hat es sich also doch überlegt?»

Daisy fiel vor Thompson in die Knie.

«Mister Thompson — mein Mann — er ist zurück — schwer fiebernd — er muß sterben — rasch — rasch — die Medizin —»

Ein verächtlicher Blick traf die auf dem Boden Liegende.

«Ich», lachte Thompson, «ich soll deinem Mann eine Medizin geben? Ich soll ihm zu seiner Gesundheit verhelfen, nachdem du mir nicht zu Willen warst? Oh, mein Täubchen, da kennst du den alten Thompson schlecht. Da schau her —»

Thompson griff in die Tasche und zog ein kleines, braunes Fläschchen daraus hervor.

«Sieh — ich habe es ja gewünscht, daß dein Mann, wenn er überhaupt aus der Dschungel zurückkommt, nicht gesund heimkehren wird. Hier — hier ist die Rettung für ihn — in meiner Hand!»

Daisy umklammerte die Füße des Residenten.

«Geben Sie doch schon, geben Sie —»

«Fällt mir nicht ein. So etwas ist teuer — was gibst du dafür?»

«Da — nehmen Sie mich, nehmen Sie mich, Sie Tier! Aber die Medizin — Joe stirbt! Joe stirbt!»

«Ich dich nehmen?» höhnte seine gellende Stimme.

«Nein, jetzt — jetzt will ich nicht! — Und die Medizin — da, sieh — die Flasche schleudere ich gegen die Wand, daß sie zerschellt, dann ist alles aus — alles a — a — a —»

Das letzte Wort erstreckte in Thompsons Kehle. Sein Mund sprang plötzlich weit auf, Blut schoß hervor. Mit einem tiefen Röcheln stürzte der massige Körper des Residenten zu Boden. Hinter dem Zusammengesunkenen trat Abas hervor, löste aus den Fingern Thompsons das Fläschchen und reichte es Daisy:

«Herrin — nehmen Sie die Medizin, laufen Sie, laufen Sie, vielleicht ist's noch nicht zu spät!»

Daisy nahm das Fläschchen, wußte nicht, was im Augenblick geschehen war und rannte heim.

Abas beugte sich über Mr. Thompson. Dessen Herz schlug nicht mehr.

«Abas weiß sein Messer gut zu führen», sagte der Bursche langsam, «die Dajaks sind gerächt.»

Dann zog er aus dem Rücken des Toten die scharfe Klinge seines vergifteten Dolches, steckte diesen ruhig wieder ein und kehrte in sein Dorf zurück.

\*

Wenige Tage später war Joes Krankheit dank des wirksamen Gegenmittels aus Thompsons Apotheke bezwungen und der Genesende vermochte wieder seinem Berufe nachzugehen. Thompsons Leiche war unterdessen von der wütenden Dajakmenge, der Abas vermutlich die letzte und größte Schurkerei des verhafteten Residenten erzählt hatte, in der Nacht nach seiner Ermordung verbrannt worden. Miller fertigte sofort einen Boten an den englischen Generalkommissär in Brunei ab und berichtete ausführlich über alle hier geschehenen Vorfälle. Eine Woche darauf kam die britische Inspektion. Ueber deren Wunsch wurde jedes Strafverfahren gegen Abas eingestellt und Miller zum Residenten des dortigen Distrikts ernannt. Damit war der Fall für das englische Weltreich erledigt und interessierte die britischen Kolonialbehörden nicht länger.



WEIDENDE ELEFANTENHERDE





WINTERSTIMMUNG AM ST. MORITZERSEE

PHOT. A. STEINER